

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 41

Artikel: Operation
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

Es schien Schwester Martha, als habe sie seit langer Zeit keine so unruhige Nacht mehr verlebt. Die Glocke rief öfters als sonst, und auf ihrem Rundgang traf sie viele Patienten schlaflos an. Freilich, es war eine ausserordentlich schwüle, dunkle Nacht. Ein Gewitter schien im Anzug zu sein, und kurze Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die dämmerigen Korridore.

Schwester Martha war müde. Die Haube, die sie in aller Eile vor Antritt der Nachtwache aufgesetzt hatte, wollte nicht sitzen, und eine Strähne grauer Haare fiel ihr immer wieder in die Stirn. Sie setzte sich wieder zu ihrem Lämpchen und nahm die Strickarbeit vor. Eine Weile herrschte Ruhe. Das Haus versank in lautlose Stille. Nur die Nadeln in ihren Händen klirrten leise. Schwester Martha hatte Zeit ihres Lebens unzählige Nächte durchwacht. Sie kannte sie alle und wusste: keine war wie die andere. Es gab friedliche, gute, ruhige, und es gab stürmische, aufregende, mit Arbeit angefüllte Nächte; es gab solche wie diese, erfüllt von unerklärlicher Unruhe und drückender Schwere, voll Ungewissheit und Dunkel, in denen die Patienten unruhig und das Pflegepersonal müde war.

Vom Türmchen her schlug die Glocke ein Uhr. Schwester Martha erhob sich, um ihre zweite Runde anzutreten. Ihre leisen Schritte gingen von Zimmer zu Zimmer; überall öffnete sie geräuschlos die Tür und warf einen prüfenden Blick in den Raum.

Plötzlich blieb sie lauschend stehen. Am Ende des Korridors hörte sie auf der Treppe leise Schritte, und es war, als bliebe jemand auf dem untersten Absatz zögernd stehen. Rasch ging sie dem Korridor entlang auf die Gestalt zu, aber als sie näher kam, sah sie, dass niemand da war. War Schwester Margrit vom oberen Stockwerk vorbeigegangen? Brauchte sie vielleicht etwas? Nun, sie wusste ja, wo sie zu finden war.

Die Schwester setzte ihre Runde fort und war schon in der Mitte des langen

Korridors angelangt, als sie zu ihrer Verwunderung bemerkte, dass die Tür von Nummer fünfundfünfzig halb offenstand. Wie war das möglich? Nummer fünfundfünfzig war vor kurzem operiert worden, und es stand nicht in Frage, dass die Patientin die Tür selbst geöffnet hatte. Hatte sie sie selbst auf ihrem letzten Rundgang offen gelassen? Sie konnte sich nicht erinnern. Leise trat sie in die Oeffnung und horchte.

Das Zimmer war dunkel und ruhig, aber irgend etwas gefiel Schwester Martha nicht. In langen Jahren hatte sie ein Gefühl für die Atmosphäre eines Krankenzimmers erhalten. Sie spürte es, ob ein Raum von Schmerzen erfüllt oder in die Stille einer Bewusstlosigkeit getaucht war. Sie erkannte von ferne den ruhigen Schlaf eines Genesenden, und mehr als einmal war sie des Morgens in der Tür eines Zimmers gestanden und hatte plötzlich die Eiskälte des Todes von drinnen gefühlt. Die Stille in diesem Raum beunruhigte sie. Sie war seltsam starr, und etwas Fremdes, Lebloses lag in ihr.

Schwester Martha zögerte einen Augenblick, dann trat sie ein und hob mit einer schnellen Bewegung ihr Nachtlicht hoch. Entsetzt tat sie ein paar Schritte zum Schalter und machte Licht.

Das Bett war leer.

Das Zimmer war leer.

*

«Aber das ist doch ganz unmöglich!» sagte Doktor Bütikofer, der Chefarzt des Bezirksspitals Breitbach, schon zum zweitenmal in den Apparat hinein. «Sie müssen sich irren, Schwester. Einer der Aerzte wird die Kranke auf eine andere Abteilung gebracht haben.»

Er hörte wieder die aufgeregte Stimme der Schwester und konnte seinen Aerger kaum zurückhalten. Er selbst verliess nach einer bösen Magenstimmung zum erstenmal seit drei Tagen das Bett. Und es war doch immer dasselbe. Man hatte kaum seinem Arbeitsfeld den Rücken gekehrt, so kamen Ungenauigkeiten vor.

«Wann haben Sie die erste Runde gemacht, Schwester? — Um elf Uhr, sagen Sie? — Und Sie sind sicher, dass die Patientin damals auf Nummer fünfundfünfzig war? — Wie? — Sie sprachen noch mit ihr? — Also gut, Schwester, ich komme. Lassen Sie mir die Türe öffnen, bitte.»

Doktor Bütikofer wohnte in dem kleinen Hause, das für den leitenden Chef in unmittelbarer Nähe des Spitals erbaut worden war. Er kleidete sich an und ging durch die dunklen Anlagen auf das Hauptgebäude zu. Im Gehen grübelte er darüber nach, wer diese Nummer fünfundfünfzig eigentlich war. Eine Neue, ja, er erinnerte sich jetzt. Sie war an dem Tage gekommen, an dem er sich zu Bett gelegt hatte, ein junges Mädchen, oder war es eine junge Frau? — Akuter Blinddarm. Normaler Verlauf.

Trotz der heissen Nächte fröstelte er, und auch ihm legte sich die unheimliche Schwüle der Nacht schwer auf die Brust. Ich sollte noch nicht aufstehen, dachte er, doch zwang er sich zu seinem gewohnten energischen Gang. Nummer fünfundfünfzig lag im ersten Stockwerk, wo Schwester Martha mit dem Lämpchen in der Hand mitten im Korridor stand. Sie machte einen seltsamen aufgeschreckten Eindruck, wie und war in so aufgelöster Haltung, wie er die ruhige und besonnene Schwester selten gesehen hatte. Aus Nummer fünfundfünfzig fiel ein heller Lichtschein auf den Korridor.

Man sah dem Raume an, dass etwas nicht stimmte. Kissen lagen am Boden, das Bett war zerwühlt und schien in Eile aufgedeckt worden zu sein. Die Türen des Schranke Blick glitt zum

Doktor Bütikofer schüttelte leicht den Kopf. Es war vorschriftsmässig geschlossen.

«Sie haben gar nichts bemerkt, Schwester? Es war niemand bei der Patientin? Es war überhaupt niemand auf der Abteilung, seit Sie die Wache antraten?»

«Wie ich Ihnen sagte, Herr Doktor. Fräulein Stadler bat mich um elf Uhr um ein Schafpulver. Ich brachte es ihr, an dieses Bett. Ich war immer hier, Herr Doktor.»

Dr. Bütikofer stand eine Zeitlang unbeweglich da, sein Blick ging über die Schwester hin zu den dunklen Fenstern. Dann fragte er, und in seiner Stimme lag wieder die gewohnte Ruhe: «Und wer hat die Dame behandelt, Schwester?»

Schwester Martha sah ihn an. «Doktor Richard», sagte sie langsam.

*

Die Zimmer der beiden Assistenten waren im obersten Stockwerk nach dem Westen hin gelegen. Abends, wenn die



Schloss Oberhofen am Thunersee

Sonne am Jura unterging, fielen goldene Strahlen in ihre hintersten Winkel und machten sie hell und gemütlich. Nachts, bei elektrischem Licht, unterschieden sie sich wenig von den Räumen der unteren Stockwerke, denn die weissen Spitalbetten, von exakten Schwesterhänden gestreckt, gaben dem Raum trotz des Teppichs und den beissen Polsterstühlen unfehlbar das Aussehen eines Krankenzimmers.

Dr. Baumann lag in einem unruhigen Halbschlummer und fühlte, dass das Schlafpulver, das er eingenommen hatte, nicht wirkte, wohl aber machte es seine Glieder bleiern schwer. Hinter seinen geschlossenen Lidern zogen viele fälschliche Bilder vorbei. Sie glichen den Bildern eines Films, der sich unaufhörlich abrollt, nur dass er das Kino

nicht verlassen, den Film nicht abstellen konnte. Er konnte die Bilder auch nicht halten, sie kamen und flohen, und hatte er endlich das eine, das er haben wollte, eingefangen, so stürzten gleich zehn oder zwanzig andere auf ihn ein.

Das eine, das er haben wollte — — Maria. Jener Tag am See. Das war nun gerade ein Jahr her. Er sah sich in Zürich, Assistent der Anstalt Steinberg, inmitten interessanter wissenschaftlicher Arbeiten. Jener Tag am See — ein Sonntag, heiss wie heute. Aber das hatte er damals nicht gefühlt. Maria — — Er sah sie vor sich, wie sie im leichten Sommerkleid am Teetisch ihm gegenüber sass. Das Orchester spielte einen jener Walzer, die an einem Teekonzert unerlässlich sind, leicht, zärt-

lich, belebend — Wasser glitzerte — Möven kreisten — und Marias Stimme, damals noch in ihrer ganzen Frische, voll Jugend und Entzücken — — Und Marias Haare. Ihre Augen — —

«Schau, Max», sagte ihre Stimme zu ihm, «du wolltest doch heute nicht an solche Dinge denken. Wir wollten doch fröhlich sein zusammen. Du bist immer so schwer. Kannst du nicht heute, mir zuliebe — —»

«Du bist so schwer.» Ja, das war vielleicht die Schuld daran, dass alles so kommen musste. Er war eckig, er war schwer, er war unbeholfen. Und Maria war leicht, sie freute sich, sie wartete auf all die herrlichen Dinge, die das Leben ihr schenken würde.

Neunzehn Jahre war sie damals. Die Sonne schien, das Orchester spielte. War es ein Sonntag oder waren es viele, viele Sonntage gewesen, dass sie so beieinander gesessen? Marias Hand nahm die Krumen vom Tisch auf und streute sie den Spätzchen hin. Sie kamen ganz nahe. Marias Augen blickten zärtlich auf die kleinen Vögel. Sie bat um eine Zigarette. Ihre Augen, durch den Rauch geheimnisvoll verschleiert, blickten zu ihm hin. Sie stand auf. Sie gingen dem See entlang. Ihr Mund plauderte. Und sein Herz war erfüllt von heissem Glück.

Jener Tag — jener glückliche Tag.

Ein neues Bild dann. Sie standen vor der Haustüre und verabschiedeten sich. Die Fenster des Hauses blickten schwarz auf sie herunter.

Dr. Baumann warf sich leise stöhnend auf die andere Seite. Er sah und sah, Bild um Bild — —

Das Klopfen an seiner Tür überhörte er zuerst ganz.

Dann fuhr er auf. Schwester Rosmaries Stimme sagte durch die Tür, dass er doch bitte sofort in das Ordinationszimmer des Chefs kommen möchte. Er begriff schwer. Ein Notfall?

Nein, aber er möchte doch gleich kommen.

Er schlüpfte in Hemd und Hose, warf seinen Aerztekittel über und ging hinunter.

Noch auf der Treppe rollte der Film.

Seltsamerweise sah er plötzlich Marias Handtasche vor sich, so nahe, als läge sie vor ihm. Vorn waren zwei silberne Buchstaben aufgenagelt. M. S. stand da. Und drinnen lagen alle die kleinen Dinge, denen er sonst so verständnislos gegenübergestanden hatte und die er jetzt liebte, weil sie zu Maria gehörten, ja, ein Teil von ihr waren. Der kleine Geldbeutel, dieselbe Farbe wie die Tasche, zwei Schlüssel, das silberne Döschen mit Hustenbonbons, ein roter Drehbleistift, der Lippenstift, die Puderdose — — Vor seiner Begegnung mit Maria hatte er nicht gewusst, was so eine Handtasche alles enthalten

konnte. Er hatte gearbeitet und nochmals gearbeitet, war scheu und «schwer» gewesen. Aber während seiner Bekanntschaft mit Maria hatten diese dummen kleinen Dinge allmählich wachsende Bedeutung angenommen. Sie wurden gebraucht, sie waren überall mit dabei und spielten wichtige Rollen. Und später gedachte er ihrer mit einer zärtlichen Freude. Ach ja, und ein Spiegelchen war darin, ein Spiegelchen —

Die Aerzte und alle Schwestern standen im Zimmer; die Schwestern flüsternten leise untereinander. Sein Kollege, Assistent Dr. Huber, teilte ihm halblaut mit, dass eine Patientin verschwunden sei. Der Chef stand am Schreibtisch und wartete.

Er hörte alles in einer Art Halbtraum und wusste kaum, welches das wirkliche Geschehen war, das hier oder das andere, das innere.

Er hörte die Fragen und hörte Dr. Richard antworten.

Ja, er habe die Kranke heute besucht. Es war alles in Ordnung gewesen, sie hätte sich den Umständen gemäss wohlgefühlt. «Nein, kein Fieber, Herr Doktor. — Nein, Herr Doktor, auch keine Anzeichen einer geistigen Störung.» Er versuchte, den obersten Knopf seines Aertzekittels endlich zuzubringen. Seine Hände nestelten nervös an dem weissen Stoff. Wieder Doktor Richards Stimme. «Wie meint der Herr Doktor? Nein, nein, das ist ausgeschlossen. Gehen konnte sie nicht. Sie ist doch vor zwei Tagen operiert worden!»

Schweigen.
Fragende Blicke hin und her.
Er hörte dann, dass das Haus abgesehen worden, Fenster und Türen verschlossen befunden, Fräulein Stadler aber nirgends zu finden gewesen sei. Schwester Martha hustete und strich eine Strähne grauer Haare aus der Haube. — Dass man die Polizei holen müsse. Ja, auch das. Und als letz-

tes sah er, wie der Chef den Hörer abhob und eine Nummer einstellte. Sie konnten gehen.

Er ging über die Treppe.
Sofort rollte wieder der Film. Sie fütterte die Möven. Grosse Brocken warf sie hinaus in den See, und die weissen Vögel stürzten sich gierig darauf. Und später, am gleichen Abend, war auch das Hündchen gekommen. Er wusste nicht, warum er sich so deutlich an dieses Hündchen erinnerte, ein kleines rasselloses Tierchen, mit grossen, klagenden Augen. Maria liebte Tiere über alles, ihnen galt alle ihre Zuneigung, ihr grenzenloses Mitleid und Erbarmen. Ja, wenn er ehrlich war, sie liebte sie bis zur Schwäche. Sie vergass alles über ihnen, und wo sie hinkamen, fand sie eines der kleinen, hilflosen Geschöpfe, irgendein Hündchen, Kätzchen oder Vögelchen. Denn Tiere haben Instinkt für gute Menschen und spüren genau, wo Liebe zu finden ist, Maria, mit ihrem vollen Herzen, zog sie immer an. Wie sie ihn anzog. Er ging auch hinter ihr her mit brennenden Augen — hatte sie vielleicht auch Mitleid mit ihm?»

«Siehst du, Max», sagte sie mit ihrer zärtlichen Stimme zu ihm. Immer sagte sie: «Siehst du, Max, oder «Schau, Max, oder auch: Du verstehst doch, Max?»

«Siehst du, Max», sagte sie. «Die armen Tiere müssen alles annehmen von uns Menschen. Kein einziges Wort können sie sagen, ob ihnen etwas weh tut, wie sie es gerne hätten oder sonst. Viele können nicht einmal schreien. Darum müssen wir gut zu ihnen sein, verstehst du?»

Damals hätte er gerne gesagt, die Menschen könnten auch nicht sagen, was sie gerne möchten, das Leben fragt sie auch nicht, und sie dürfen auch nicht schreien. Aber welchen Sinn hatte es, Maria ihren jungen Glauben zu nehmen? Das würde das Leben früh genug besorgen. Und es hatte es jetzt besorgt. Gründlich.

(Fortsetzung folgt)

«Es ist die Tragödie meines Lebens, daß ich die nichtsagende und verachtete Gestalt eines fimpfen Sperlings habe, während in meinem Innern die Kräfte eines Adlers schlummern!»

Die Krähe schüttelte über diesem Ausbruch größenwahnsinniger Prahlerei bedenklich den Kopf und antwortete:

„Immerhin ist es besser so, als wenn es gar umgekehrt wäre: denn in der Gestalt eines Adlers und mit dem Innern eines Sperlings wärest du ja erst recht ein Bild des Zammers.“

Peter Kilian

Der verpfändete Walzer

Der Hauswirt Huber vermag dem jungen Johann Strauss geradeswegs durch die Hose in den Geldbeutel zu schauen. Kein Wunder, wo der Musikus schon seit drei Monaten mit dem Mietzins bei ihm in Verzug ist. So hoch hinaus aber geht des Hauswirts Talent nicht, um auch die göttlichen Schätze hinter Stirn und Augen seines Untermieters zu entdecken. Auf derlei Dinge versteht sich sein Töchterchen, die blondbezipfte Christel, weit besser. Herr Huber fordert eben rücksichtslos Bezahlung der rückständigen Mieteschuld. «Ich zahle euch auf Heller und Pfennig!», beteuert heftig der junge Strauss. Das Stichwort fängt sich der Alte. «Das hör' ich den zweiten Monat lang. Aber ich hab' genug mit ihm. Da kann ich mein Zimmer gleich an Vagabunden vermieten...» Mächtig ist's dem Johann in seine Melodien gefahren. Er schweigt betreten. Aufmunternd zupft ihn die Christel am Ärmel und schiebt sich zwischen die feindlichen Fronten.

«Wie kannst du so reden, Vater?» herrschte sie ihn vorwurfsvoll an. «Ich hab' einen Voranschlag. Der Herr Strauss soll halt seinen nächsten Walzer an uns verpfänden. Da hätst' doch eine Sicherheit in Händen, gelte? Der Alte reißt seine Aegleinen weit auf. So ein Dreiteufelsmädel hat er da! Recht hat sie! Einpfänden wird er den nächsten Walzer. «Und wenn die Wiener tanzen wollen, dann müssen's zahlen! Glücksend schiebt sich der Alte aus der Stube und stößt beinahe mit einem andern Mann zusammen, der sich oben anschickt, ins Zimmer zu treten. «Der Herr Hofmusikus!», grüßt die Christel devot. Dieser lüftet artig seinen Hut und lässt den Herrn Strauss wissen, dass seine Hoheit, der Herr Erzherzog, für den heutigen Hofball vom Strauss partout einen neuen Walzer zu haben wünsche.

Nun ist guter Rat teuer. Erstens, erklärt der Strauss grimmig, sei noch gar kein Walzer da, und wenn einer vorhanden wäre, dann läte er weder ihm, dem Strauss, noch dem Erzherzog gehören, sondern dem Herrn Huber, dem er ihn verschrieben habe. Der Hofmusikus sperrt vor Staunen seinen Mund auf, als ihm der Strauss die Sachlage beibringt. Das ist ihm noch nicht begegnet, dass einer einen Walzer verpfändet, den er noch nicht geschrieben hat. «Darüber muss ich erst mit dem Erzherzog reden!», meint er, schwenkt seinen Hut vor der Christel und versucht einen Kratzfuss. Dem Strauss bleibt nichts anderes übrig, als sich am Piano festzuhalten und seine Gedanken zu zwingen, dass sie einen Walzer hergeben, den der Erzherzog dann für seinen Ball auslösen kann, wenn er will.

Schon am frühen Nachmittag schwenkt die Christel ihre Röcke daneben. Sogar des Hofmusikus ältliche Beine beginnen empfindlich dabei zu wippen, obwohl sie in recht unvergütlicher Absicht in Straussens Dachkammer einkehren. Seine Hoheit befiehlt ihm samt seinem Hauswirt aufs Schloss. Eine kleine Lektion sei wohl zu erwarten. Auf die Nachricht hin verliert der Strauss alle Lustigkeit. Aber so leicht lässt sich die Christel nicht ins Bockshorn jagen. «Ich hab's eingebracht, Ich läffel's auch wieder aus, Johann!», verkündet sie tapfer. «Ich geh' mit aufs Schloss!»

Im Schloss hat man keine gute Meinung über den jungen Musikus. «Was treibt Er da für Geschäfte mit seiner Kunst?», herrscht ihn

Hausgarten

Im Einverständnis mit der Redaktion werde ich während der Wintermonate einen *Blumenkurs* beginnen. Da aber schon jetzt für die Blumen Wichtiges vorzukehren ist, will ich meiner verehrten «Kundschaft» einige zeitgemässe Anleitungen geben:

Blumenzwiebeln

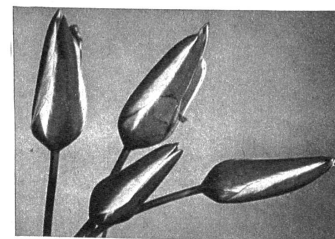
Sie sind die ersten Freudenspender im Frühjahr; sie sind es, die mit dem winterlichen Griesgram in unserer Seele aufzuräumen. Als erste grüssen uns die *Schneeglöcklein*; wenn nötig durchbrechen sie sogar eine dünne Schneedecke und verkünden die frohe Botschaft: «Es muss doch Frühling werden! Beide sind hübsch: das gewöhnliche *Galanthus nivalis* und *Lecojum*, der «Märzenbecher». Gleich folgen die *Crocus*, vorab immer die gelben; aber auch die weissen, hell- und dunkelblauen und die roten mögen es kaum erwarten, bis die Reihe an sie kommt.

Mit den Schneeglöcklein aber rivalisieren seit einigen Jahren die *Eranthys* oder «Winterlinge», jene lieben gelben Blümlein, die dem Hahnenfuss ähnlich sind. Aber während noch die *Crocus* in voller Blütenpracht stehen, gucken schon die blauen Köpflein der *Scilla sibirica* oder «Blausterns» aus dem Boden hervor, als wollten sie sagen: «I bi de o da!» Und nun ist das Blühen nicht mehr aufzuhalten, und es entsteht eine Farbensinfonie sondergleichen: die *Frühlitulen* in scharlach, brillant (rot), Kaiserkrone (rot und gelb gefleckt) und wie sie alle heissen; dann die späten, langstieligen *Darwin-Tulpen* in weissen, gelb und verschiedensten rot bis zum tiefen, geheimnisvollen Dunkel; die Sorten *Advance* und *Crater* sind besonders entzückend. Sehr hübsch sind auch die *Wildtulpen* (Eichleri und Clusiana) und die *Papageientulpen*.

Aber in die Tulpenpracht hinein leuchten in weissen, gelben und gemischten Farben mit einfachen und gefüllten Glocken die *Narzissen*, *Sternenblumen* und *Aprilglocken*. Dann folgen *Ranunkeln* und *Anemonen* usw.

Das alles kannst du im Frühling haben, wenn du diese Frühblüher im Oktober pflanzen lässt. Lass dir von einer Samenhandlung einen Katalog geben und triff daraus eine dir passende gute Auswahl. Lass dich ja nicht betören von direkten Angeboten aus Holland, die dort gerne auch ihrer weniger wertvollen Ware loskommen möchten; sie würden dir im Frühjahr wenig Freude machen. Nur *erstklassiges* Setzgut, wie es dir unsere bewährten Firmen bieten, garantiert dir vollen Erfolg. Auch hier gilt eben der altbewährte Spruch: «Was nid viel choschtet, ischt nid viel wärt.» Dort erhältst du auch eine Anleitung, die dir über alles nötige Auskunft gibt, vor allem auch darüber, wie man die Blumenzwiebeln steckt.

Damentulpe



Narzisse

Frühblüher gibt es auch unter den Freilandstauden

Auch sie machen uns viel Freude. Ich denke da an *Doronicum* (Gemszwerg, gelb), *Daphne* (Zylang, Seidelbast, ein rotblühendes, überaus fein riechendes Sträuchlein), *Alyssum* (gelb), *arabis albidus* (weiss), *Iberis sempervirens* (weiss), *Hepetata tribola* (weisses und rotes Leberblümchen), *Aubrietia deltoidea* (rot und blau), *Phlox amoena*, *setacea*, *subulata* und wie sie alle heissen, seien es Einzelständer, Hänger oder Polsterpflanzen zu Einfassungen. Sie und die Sommer- und Herbstblüher müssen *jetzt* gepflanzt werden. Auch für sie gilt: Wende dich an Spezialgeschäfte; dort erhältst du für gute Preise auch gute Ware. Am besten besuchst du ein solches, wenn die Stauden blühen; dann kannst du das bestellen, was dich persönlich wirklich freut.

Das gilt besonders auch für die Dahlien

An die musst du auch jetzt schon denken. Aus den ungezählten Hunderten, wenn nicht Tausenden von Sorten, kann nur nach Anschauung in einer unserer vorbildlichen Dahlienzüchtereien eine befriedigende Auswahl getroffen werden. Die Dahlie ist heute eine unübertroffene Prunkblume; an Farbenreichtum kommt ihr keine nach.

G. Roth

Tulpen, Hyacinthen, Crocus

Auf Grund langjähriger Erfahrung haben wir unser Blumenzwiebel-Sortiment zusammengestellt, weil wir unseren Kunden etwas Rechtes, Schönes bieten wollen, zum Beispiel:

- Hyacinthen**, 1. Größe, 10 Stück Fr. 5.50
- Tulpen**, einfache, niedere, 10 Stück Fr. 2.80
- Tulpen**, hohe, Darwin, 10 Stück Fr. 2.40
- Aprilglocken**, gelbe, 10 Stück Fr. 4.05
- Crocus**, gelbe, blaue, weisse, 25 Stück Fr. 2.—
- Schneeglöcklein**, weisse, 25 Stück Fr. 3.25

Interessanten erhalten unsere neue Sortenliste gratis

Samen-Hummel
Zeughausgasse 24, Bern.

Telephon 354 69